

In Liszts kaum erahnbaren Weiten

Der Vormittag endete mit den rhythmisch pointierten „Festklängen“ – ein glanzvoller Schlusspunkt für die pionierhafte Aufführung sämtlicher Symphonischer Dichtungen aus Franz Liszts Feder beim Liszt-Festival Raiding. Doch selbst diese harmlose „Symphonische Dichtung Nr. 7“ in teils polonaisenhaftem Rhythmus birgt den vom Komponisten in seinem immer wieder autobiographisch gefärbten symphonischen Schaffen des öfteren beschworenen Keim des Scheiterns: Liszt hatte die Festklänge komponiert, als die Möglichkeit der Heirat mit der ihm in wilder Ehe verbundenen Fürstin Carolyne zu Sayn-Wittgenstein in greifbare Nähe gerückt war.

Allein, der Plan, die Fürstin zu ehelichen scheiterte, der Papst hatte auf Betreiben der Sayn-Wittgensten'schen Verwandtschaft die bereits erfolgte Annullierung der Ehe Carolynes mit dem Fürsten Nikolaus revidiert.

Sein Scheitern im großherzoglichen Weimar thematisierte Liszt in seinem aus den späteren römischen Jahren stammenden „Triomphe funèbre de Tasse“ („Der traurige Triumph des Tasso“), einer Art Epilog zur Weimarer Symphonischen Dichtung „Tasso“. Erst Werke wie dieser vergangenen Sonntag von der Wiener Akademie unter deren Spiritus rector Martin Haselböck transparent und mit großer Hingabe dargebotene „Tasso“ oder „La Notte“,

die zweite der „Trois Odes funébres“, offenbaren die unendlichen Weiten in Liszts Wesen und Schaffen.

Als freilich faszinierendste Erfahrung dieses mit „Prometheus“ begonnenen Vormittags in Raiding erwies sich Liszts letzte Symphonische Dichtung „Von der Wiege bis zum Grabe“, eine Expedition in die fahlen, kargen, weit in die Moderne weisenden Welten des Spätwerks, in deren drittem Teil – nach der „Wiege“ und dem „Kampf ums Dasein“ – der Komponist zum „Grab, der Wiege des künftigen Lebens“ findet. Das anfängliche Wiegenlied kehrt zum Schluss wieder und bleibt, wie Gerhard Winkler im Programmheft treffend schreibt „im Jenseits hängen“.

jk